

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 59.

Montag, 11. März.

1929.

(25. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Else Wibel.

(Nachdruck verboten.)

Sep Sollern legt gleichmütig neue Fichtenstämme gegen das Gezweig.

Durch das eisenschwarze Gegitter der Stämme und Äste hoch zum Turme aufgebaut, fliegt das erste purpurne Erglücken.

Benita Mironow fühlt sich an beiden Händen gepackt und lachend in einen Kreis gerissen. Sep Sollerns Finger sind um ihr Gelenk geschlossen. Mit einem Schlag loht es in dem Holzstoß empor. Scharfe dunkle Arabesken und Linien stehen abenteuerlich gegen gelbrote singende Glut. Gierige Flammenbänder züngeln.

Ein Luftzug stößt Rauch und Funken kratergleich zum nächtlichen Himmel. Dann senkt sich der Vorhang sprühender Sterne vor die Berge, daß sie zu Schemen geworden, erblässhend dahinterstehen.

Aber der Kreis lauter, lebendiger Menschen schwingt sich um eine goldene Burg, in der jetzt das Feuer in wirbelnden Stößen aufwärts rast.

Es gibt kein Halten mehr. Überallhin greifen die glühenden Zungen. „Mein ... mein ...“

Das Feuer lüchelt, jagt. Weiter, weiter ... Sie tanzen. Phantastisch beleuchtet, in Rauch und Lohe getaucht. Sie tanzen in dem heißen Brodem, dem wahn-sinnigen Wirbel verzehrender Flammen.

Benita Mironow gleitet schwindelnd, jäh losgelassen in Dunkelheiten schüßender Bäume. Sie fühlt Sep Sollerns Mund auf dem ihren.

„Endlich, Benita ... endlich ...“
Ihre Augen sind weit geöffnet. Und sie überläßt sich hingerissen dieser erlösten Zärtlichkeit ...

In diesen Wochen wandelt sich alles ...
Manchmal steht Benita Mironow aus den heißen Rissen auf und geht hinüber in das leere Zimmer der Kinder. Und dort beginnt der Kampf. Dort in der reinen, kühlen Kammer der Kinder liegt Benita Mironow auf den Knien. Preisgegeben ...

In das unbeschreibliche Geheimnis ihrer Liebe eingehüllt, ringt sie mit der Raftlosigkeit ihres Blutes. Zermartert sich: ist das Sünde ... Sünde an euch, die ihr in mein Leben gestellt seid? Und weiß: jeder meiner Gedanken ist es. Jeder Atemzug ist Verrat an euch. Alles erstickt im Bangen des Herzens. Alles ist verhängt nun, hinter Schleiern verborgen ...

Es kommt der Morgen. Man sitzt und wartet. Wartet auf den einen Augenblick, um dessentwillen man diesen neuen Tag erträgt ...

Es ist die Zeit im Jahre, da alles sich überblühen möchte im gesteigerten Daseinswillen, ehe das Ende kommt. Da alle Farben tiefer und stärker, die Luft heiß, herb und wie schwerer Wein ist.

An dem oder jenem der alten Obstbäume züngelt es schon wie eine kleine gelbrote Flamme empor. Wie die kleinen gelbroten Flammenzungen jener Nacht ...

Nie zuvor hat Benita Mironow das schmerzsvolle Wunder solcher Spätsommertage empfunden. Alles ist neu, erstmalig. Und alles ist Erwartung ...

Sep Sollern kommt nicht oft, immer überraschend. Jedesmal ist sie im ersten Augenblick stumm, vor der Wirklichkeit seiner Gegenwart. Und jedesmal hält er zuerst die sorgfältigsten, beinahe etwas steifen Formen

fest. Wie wohlgezogene und gutgebildete Leute unterhalten sie sich, die sich einen Höflichkeitsbesuch machen.

Aber dann kommt manchmal mitten in einem gleichgültig, sachlichen Wort eine Pause. Und sie sehen sich an und ihre Augen beginnen zu reden.

Einmal ... fragte sie ihn: „Möchtest du nicht von meinem Leben wissen? So wie es früher war?“

„Nein, denn da bin ich nicht bei dir gewesen und du gehörtest den anderen.“

Benita Mironow zuckt in seinen Armen auf.

„Das tue ich noch ... immer ...! Sie brauchen mich, Sep.“

„Ich bin nicht geduldig, Benita. Ich bin es gewohnt, mir zu nehmen, was ich will. Ich weiß, daß man Benita Mironow nicht nimmt. Mach dich frei für mich. Tu es bald.“

„Ich kann nicht, Sep — — Kann nicht.“

„Noch nicht“, sagt er leise und geduldig. „Einmal wirst du es können.“ Aber sie schüttelt nur in einer mutlosen Abwehr den Kopf. „Nie.“

Sein Gesicht wird grau. „Du kannst nicht. Sag ... kannst du es nicht ... gut. Und ich bin zu Ende ...“

Er geht hinüber, dorthin, wo Benita vor der Miniatur eines Generals Alexanders des Ersten steht. Das scharf geschnittene Soldatengesicht unter schlohweißem Haar ist streng, hochmütig und mitteilungslos. Es ist ein Born. In seinen Augen leuchtet leidenschaftliche Hingabe an ein Großes.

Sep Sollern legt seine Stirn auf die Schulter der Frau. „Komm zu mir ...“

Sie fühlt, wie er zittert. „Sep ... Lieber ... Lieber ...“

Er richtet sich auf und sieht ihre Augen, in denen ein fernes Grausen droht.

„Ich habe dich lieb“, sagt er kindlich und ganz sanft. Dann geht er.

„Darf ich dich stören, Benita? Ich sehe, du liegst ... Ein Brief von Anna-Dorothee, ja? Gute Nachrichten wohl ...? Was erzählt sie?“

„Sie ist glücklich ...“ Benita Mironow läßt das Blatt sinken. Die Stube mit der Illusion einer ewigen Sonne ist voll abendlichen Lichts.

„Glücklich ... Das heißt, sie ist jung. Spätere Jahre kennen das Wort nicht mehr.“

Sie sieht betroffen auf: „Reinst du?“ ... Benita Mironow lächelt. „Ich denke, sein Sinn wandelt sich nur ... später. Bedrückt dich übrigens etwas, Kolja?“

„Bedrückt? ... Mon dieu, du kannst es auch so nennen. Ich bin krank, Benita. Ernstlich krank. Ich habe „Gefichte“. Was, denkst du, geschieht mir eben wieder? Ich sitze unter deinem Lieblingsbaum, sehe auf die See. Träume. Ein Empfang bei Madame Suwaloff mit musikalischer Färbung ... Erinnerst du dich noch? Ihre Altstimme war von seltener Klangfülle. Sie soll gesungen haben, als man sie in die Reihe stellte, vor die aufgeschaukelten Gräber im Gefängnis-hof. — Bei ihrer Soiree damals ... maman in einer fabelhaften Toilette ... Ich konnte mich aber absolut nicht mehr auf die Farbe besinnen ... Lächerlich, so etwas zu vergessen! Ihr Parfüm roch ich noch ganz deutlich ... Chypre ... Ja, nicht wahr, das ist

festam . . . Chypre . . . Sie lebte in jüngeren Jahren diese Parfüms der Herren zu nehmen. Aber glaubst du, es sei mir gelungen, den sicher raffinierten Farbreakord ihrer Toilette wieder zu finden? Ich habe es angestrengt versucht. Vergeblich . . . Mit einem Male fühle ich, es steht mich einer an . . . Direkt aus dem See heraus. Ja, und da war Indriks Kopf wirklich über dem Wasser. Tatsächlich nur sein Kopf . . . Ist das nicht ein Zeichen ernstlichen Zusammenbruchs? Solche Dinge zu sehen . . . Mit den beiden wachen Augen.“

Er versucht heute gleichmäßig unbetont zu sprechen, sich dem Anschein zu geben, als ob er die Angelegenheit nur vom gesundheitlichen Standpunkt behandelt sehen wolle.

Aber Benita weiß, daß er sich kaum mehr aus dem Hause magt, daß ein Windstoß, das Klappern loser Riegel eine Nervenkrisis in ihm auszulösen vermag.

„Wassertreten. Natürlich. Das machte Indrik schon bei uns zu Hause mit Geschick . . . Er war ja immer unser bester Schwimmer. Entfinnst du dich, wie er daheim von einer weit vorgeschobenen Klippe in das Meer sprang, als wir das Sommerfest für die Leute gaben? Uns allen stand das Herz still. Aber er tauchte dann draußen an einer entfernten Stelle wieder empor . . . Es ist wohl — Tatsache.“

Benita spricht langsam, jedes Wort nachdrücklich betont.

Ihr Mann fährt auf. „Das meinstest du schon einmal. Benita, was soll das schon alles? . . . Ich kann nur betonen, dann müßte man Militär alarmieren . . . Polizei. Das Haus umstellen lassen . . . Die Gerichte mobil machen . . .“

„Gegen deine — Einbildungen, wie du selbst es nennst . . .? — Kolja, wir sind in Deutschland. Man schüßt hier die Menschen nicht vor ihren „Gesichten“. Benita Mironows Lippen biegen sich verächtlich.

„Du machst mich vollkommen verrückt. Einmal sagst du „Halluzinationen“, dann soll es wieder Wirklichkeit sein. Hilf mir lieber zu ergründen, was es bedeutet.“

„Ich soll dir helfen? Einmal habe ich es getan . . . In einer Winternacht, Kolja. Weißt du es nicht mehr? . . . Jetzt ist es an dir, für dich selbst einzusehen. Versuche diese Erscheinung doch zu fassen. Irgendwie wird sich dann zeigen, was es ist.“

Er sieht sie an . . . erstaunt . . . verstört. „Du bist eine andere geworden seit damals, Benita. Sehr verändert. Man kann allem nach nicht mehr auf dich zählen. Gut, ich werde einen Arzt aufsuchen, mir Beruhigungsmittel geben lassen.“

Aber dann fällt ihm etwas Neues, Beschwichtigenderes ein.

„Du fährst natürlich mit zur Stadt“, sagt er liebenswürdig geschäftig. „Die Abwechslung wird dir gut tun. Du bist zu viel allein hier draußen. Man kann Sep Sollern benachrichtigen . . . Ihr flirtet doch ein wenig, nicht wahr? . . . Er kann uns auf die große Amüsierwiese führen. Das zerstreut . . .“

Ein sonderbarer Laut. „Benita!“ sagt ihr Mann erschrocken. „Benita, weinst du? . . . Du . . .? — Aber so beruhige dich doch . . . Soll ich dir etwas Hübsches kaufen . . .? Wünschst du einen kleinen Stadtkoffer . . .? Es ist alles darin, was ihr Frauen zur Hand haben müßt . . . der Stift . . . die Puderquaste . . . Ah, pardon . . . du liebst dergleichen nicht. Du hastest es nie nötig. Die Natur hat sich verschwendet in dir. Du bist die schönste Frau, wir werden ein Fest feiern und du wirst dir selbst auswählen, was du haben möchtest in der Stadt.“

Er vergißt in seiner großen Erleichterung über den schicksalichen Themawechsel, daß er, um auch nur den Bruchteil des Geldes in Händen zu haben, das seine Spenderfreude verschwenden will, seine Frau um diese Summe bitten müßte.

Aber es liegt etwas Bezwingendes in dieser Geste der früheren Tage. Es wirkt grotesk und erschüttert zugleich. Und es droht Benita die letzte Fassung zu rauben. Dies ungeschickte, halbheule Zurücktauchen in ein Glück erloschener Stunden . . .

Eine Weile noch sucht ihr Mann an ihr herumzutösten. Schon wieder zerstreut, in Gedanken bei anderem. Dann schleicht er hinaus, übertrieben vorsichtig, als verlasse er das Zimmer einer Schwerkranken. Sie hört ihn im Nebenzimmer eine geheimnisvoll geschäftige Tätigkeit entwickeln. Sie sitzt wie erstarrt . . .

Jetzt weiß sie es. Nie wird Kolja Mironow den Kampf mit Indrik aufnehmen. — Aber wünscht sie es denn noch, daß ein neues Leben mit — Kolja beginne? —

Benita greift nach Anna-Dorothees Brief und ihre Augen gehen mechanisch über die Worte, die sie doch längst im Gedächtnis trägt.

„Wer ist es, an den du ihn gerichtet hast, diesen Brief, der die einzige Bejahung eines unbegreiflich herrlichen Lebens ist . . . An wen schreibst du ihn? — — Nichts ahnst du, Anna-Dorothee, von mir.“

Schön ist es, was dieser Brief mir erzählt. Alle Gloden meiner Liebe für ihn, zu dem ich mir meinen Weg bahnen muß.“

Aber tiefer tönen noch . . . Anna-Dorothee, die Gloden meiner Liebe für ihn, zu dem ich mir meinen Weg bahnen muß.

Unten fällt die Gartentüre ins Schloß. Auf dem Kiesweg kommt ein eiliger Schritt.

„Benita . . .“ Kolja Mironow steht vor Benitas Fenster. „Benita, kannst du rasch Toilette machen? Wir nehmen den nächsten Zug zur Stadt. Es klappt alles sehr schön. Eben klingelte ich Sep Sollern an. Wir werden mit ihm hummeln gehen.“

Kolja nimmt sich nicht die Zeit, die Treppe erst hinaufzukommen. Er scheint wirklich nach dem kleinen Postamt gelaufen zu sein und ruft jetzt das Ergebnis seines Ferngesprächs mit Sep Sollern etwas atemlos zu ihr herauf.

Achtlos gleitet der kleine Brief Anna-Dorothees zu Boden. Ihre Mutter geht darüber hin, ohne es zu bemerken. Sie hastet in die Schlafstube, um sich für die Fahrt zurechtzumachen, an deren Ziel Sep Sollern wartet . . . (Fortf. folgt.)

Der Flirt des Majors Bravaleski.

Von Hanns S. Koesslin.

„Guten Tag, Herr Major!“ rief Frau Pricolescu, und Major v. Bravaleski antwortete im Tone angenehmer Überraschung: „Ah, Madame!“

Der Ort Strobolaw in Ostgalizien zeichnet sich vor anderen Nestern der Gegend dadurch aus, daß er ein polnisches Zuchthaus für Schwerverbrecher mit langen Strafen beherbergt. Dervon abgesehen lebt sich die Bevölkerung aus ukrainischen Bauern und ihrem Vieh zusammen, wozu noch ein paar Polen treten, die sich selbst für die bessere Gesellschaft des Ortes halten.

Man kann sich demnach vorstellen, daß das Eintreffen einer vornehmen Rumänin und ihr Einzug in die möbliert gemietete Villa eines heruntergekommenen Strobolawers eine Sensation bedeutete. Frau Pricolescu war eine raffige, intelligente und schöne Frau, die eine vortreffliche Konversation zu machen verstand und sehr bald im Mittelpunkt der Geselligkeit des kleinen Ortes stand. Selbst der Major v. Bravaleski, der Kommandant des Zuchthauses, ein grimmiger, martialischer Junggeselle, gab vorbehaltlos die Erklärung ab, daß ihm selten eine derartig reizvolle Frau begegnet sei. Es kam so weit, daß in der guten Gesellschaft von Strobolaw bereits über das Idyll getuschelt wurde, und man war sehr gespannt, ob es mit ihm und der schönen Rumänin etwas werden würde.

„Ah, Madame!“ sagte Bravaleski also sozusagen überrascht, obwohl er mit seinem Gaul seit einer Stunde hinter einem Gebüsch gelauert hatte, bis Frau Pricolescu ebenfalls ihr Haus zum Morgenritt auf ihrer Stute verließ.

„Denken Sie nicht fortwährend an Ihre Verbrecher!“ rief sie lustig. „Sie sind immer in Gedanken versunken. Aber von Verbrechern gesprochen: Sie wollten mir doch Ihre Schreckenskammer einmal zeigen. Haben Sie das vergessen?“

„Nein, nein, Madame, gewiß nicht“, beeilte sich der Major zu versichern, „bestimmen Sie, bitte, morgen Tag und Stunde!“

„O, wirklich?“ Sie schien sich zu freuen wie ein Kind.

Dann heute nachmittag, und anschließend kommen Sie mit und nehmen bei mir den Tee."

Sie sah ihn lieb an, und Major v. Bravaleski verneigte sich ritterlich und beglückt.

Am Nachmittag gingen sie zusammen über die engen Gänge mit den schweren Türen in düsteren Mauern. Der Major erläuterte ihr mit kurzen drastischen Worten die einzelnen "Fälle", schob auch hin und wieder ein Klappchen zurück und gönnte ihr einen Blick in die Zelle besonders berüchtigter Verbrecher.

"Sehen Sie hier", sagte er, vor einer Tür stehen bleibend, "einer der gefährlichsten Juwelenräuber, der bei einem Raub in Lemberg gefasst worden ist. Michael Stibilaia, ein Landsmann von Ihnen, vielleicht haben Sie von ihm gehört. Er hat fünfzehn Jahre vor sich."

"Mein Gott, wie furchtbar!" rief die junge Frau mit naivem Interesse. "Darf ich ihn sehen?"

Der Major schob die Klappe zurück. Sie stellte sich kollekt auf die Zehenspitzen und sah hindurch.

"Wie intelligent der Mensch aussieht!" sagte sie, und der Major antwortete: "Das sind die schlimmsten!"

"Entsetzlich! Was machen Sie nur, wenn solch ein Unhold ausbricht?"

"Ausgeschlossen! Bei mir kommt keiner heraus, bevor seine Zeit um ist", sagte Bravaleski überzeugt. Er schloß die Klappe, und sie gingen weiter.

Draußen in der Zelle sprang Michael Stibilaia auf. Ein winziger, zusammengerollter Papierfetzen lag auf dem Zellenflur an der Tür, soeben durch die geöffnete Klappe herabgefallen. Er hob ihn auf, las und schöpfte neue Hoffnung. Er zerbiß das Papier und verschluckte es.

Frau Pricolescu war mit dem Major weitergegangen. "Wir können hier gleich nach draußen", sagte er und deutete auf eine schwere Ausgangstür. Er zog einen Bund Schlüssel aus der Tasche und öffnete. Die Tür führte auf den Außenhof des Zuchthauses, wo nur noch die hohe Mauer sie von der Außenwelt trennte.

Die Rumänin hatte mit Luchsaugen die Örtlichkeit aufgenommen und sich die seltsame Form des Schlüssels zu der Außentür genau gemerkt.

"Wird Ihnen das nicht lästig, dauernd so viele Schlüssel bei sich zu tragen?" fragte sie ihn.

"Meine dienstliche Pflicht!" antwortete er lachend. "Ich trage sie Tag und Nacht bei mir."

Es war Spätherbst, und der Nebel stieg von den Weiden und Ädern.

"Wenn einer ausbrechen wollte, wäre es übrigens jetzt die beste Jahreszeit", bemerkte der Major. "Aber sie sind bei mir gut aufgehoben!"

Als sie eine Stunde später in Frau Pricolescus Wohnung Tee tranken, war der Major entzückt von der Lebenswürdigkeit seiner reizenden Gastfrau, und er erschöpfte sich in Komplimenten, die sie huldvoll und mit süßen Blicken entgegennahm. Sie schoben ihre niedrigen, bequemen Stühle an das anheimelnd flackernde Feuer des Kamins heran.

"Sie sehen ermüdet aus", sagte Madame besorgt.

"Das macht die Wärme nach der nassen Kälte draußen", entschuldigte er sich und kämpfte gegen eine aufsteigende Müdigkeit.

"Keine Umstände!" rief sie heiter. "Schlafen Sie ein Viertelstündchen! Was nützt die beste Gastfreundschaft, wenn sie uns unnötigen Zwang auferlegt? Also! Ich werde ein wenig spielen!"

Sie setzte sich ans Klavier, und es wurde eine wahre Tranermusik. Als sie lachend aufhörte, vernahm sie regelmäßige Atemzüge. Der Major schlief.

Sie schnellte zur Tür, hinter der Poni, die Jose, bereits abwartend stand. "Schnell", flüsterte die Dame des Hauses, "so sehr lange wird das Pulver nicht wirken." Mit einer Behendigkeit, die nicht erst gestern erworben sein konnte, zog sie dem schlafenden Major die Schlüssel aus der Tasche.

"Hier", erklärte sie Poni flüsternd, "dies der Laufschlüssel für alle Zellentüren und hier der Schlüssel für die Außentür. Rasch die Abdrücke!"

Poni verschwand und kam nach zwei Minuten zurück.

"Fertig?" fragte Madame.

"Fertig!" bestätigte Poni und verschwand.

"Tadellos geklappt!" flüsterte Frau Pricolescu und steckte ihrem Gast mit großer Gewandtheit die Schlüssel wieder in die Tasche.

Nach einer Weile erwachte er. Verwirrt stammelte er eine Entschuldigung, die die lebenswürdige Gastfrau aber nicht annahm. Sie führte die Unterhaltung so bezaubernd, daß er sein Mißgeschick rasch vergaß und nach Stunden beglückt von ihr Abschied nahm.

Am andern Morgen, einem Sonntag, sprach im Zuchthaus ein rumänischer Pope vor. Es war der frühere Seelsorger des Juwelenräubers Stibilaia aus Bukarest, der dat, seinen Pflichten nach und ihm geistlichen Zuspruch geben zu dürfen. Es lag kein Grund vor, dem Seelen-

hirten das Wiedersehen mit dem verlorenen Schaf abzusagen. Ein Wärter ging während des Gesprächs der Beiden vor der offenen Tür auf und ab. In dem Augenblick, wo er wieder einmal vorüber war, drückte der Pope, ohne mit seinen Ermahnungen aufzuhören, dem Gefangenen blitzschnell ein kleines Päckchen in die Hand, das dieser mit großer Gewandtheit im Strohsack verschwinden ließ.

Neuere hörte Michael Stibilaia den väterlichen Ermahnungen weiter zu.

Am Abend, als der Gong des Zuchthauses längst die Schlafenszeit angekündigt hatte, lag er noch wach und wartete, bis er die Dorfuhr zehn schlagen hörte. Er trat zur Tür und lauschte. Der wachhabende Wärter hatte die Runde beendet; vor einer Viertelstunde war er nicht wieder zu erwarten. Der Gefangene nahm den einen der Schlüssel, die er dem Päckchen des Popen nebst einer schriftlichen Anweisung entnommen hatte, und öffnete behutsam die Zellentür. Der Gang lag verlassen; er schlich aus der Zelle und schloß lautlos wieder ab. Am Ende des Flurs, entgegengesetzt der Mitte des kreuzartigen Gebäudes, wo sich die Nachtwache befand, entdeckte er die nach außen führende Tür, zu der er ebenfalls den Schlüssel besaß. Er öffnete sie auf einen Spalt, groß genug, um durchzuschlüpfen, und schloß wieder ab. Wonnig schlürfte er die Nebelluft, warf sich nieder und kroch über die feuchte Erde, von der Tür aus in gerader Richtung bis zur Außenmauer. Eine Reihe von herblich lahlen Zierbeeten lief daran entlang; hinter ein paar Sträuchern verbarg er sich. Nach einer Weile vernahm er den Schritt des Postens, der die Hofrunde machte. Er ging vorüber, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken.

Michael Stibilaia wartete, bis alles wieder still war, pfiff dann leise und sah, wie eine Tauleiter über die Mauer geworfen wurde. Er schwang sich hinauf. Eine halbe Minute später stand er draußen. Er war frei!

Sein Ketter schüttelte ihm die Hand. "Sei mir willkommen, mein Sohn!"

"Habt Dank, ehrwürdiger Vater!"

Sie lachten und machten sich aus dem Staube. Eine halbe Stunde später jagte von der Villa Pricolescu ein vollbesetztes Auto auf der Landstraße davon.

Major v. Bravaleski verlor fast den Glauben an sich selbst, als ihm am andern Morgen der Ausbruch mitgeteilt und die Einzelheiten geschildert wurden. "Es ist nichts Beschädigt", jammerte der Inspektor, "wir stehen vor einem glatten Rätsel!"

Das Rätsel löste sich nach drei Tagen, als der Major, er wußte selbst nicht wie, allmählich stusia darüber wurde, daß die schöne Rumänin so plötzlich ihre Spazierritte aufgegeben hatte. Er hatte eine furchtbare Vision und begab sich in Begleitung eines Gendarmen in die Villa.

Das Nest war leer.

Im Salon fand er einen Brief, der seine Adresse trug. Er öffnete und las:

"Liebes Majordchen!

Entschuldigen Sie die Schrift, aber es geht alles in der Eile; Sie werden das begreifen können. Wenn Mann läßt Sie herzlich grüßen; die Schlüssel hätten portrefflich gepaßt. Der ehrwürdige Vater erteilt Ihnen seinen Segen.

Ihre Ihnen wohlgeneigte

Maria Stibilaia (alias Madame Pricolescu)"

Der Major bekam so das Zittern, daß der Gendarm nach einem Glas Wasser rannte.

Die Spur im Schnee.

Von Max Perlow.

Wer nicht auf Schneeschuhen läuft, dem werden wohl die "Brettel" als Symbol des Schneeschuhlaufs erscheinen; aber für den Läufer selbst ist doch mehr die Spur im Schnee das Symbol: diese Spur, die ihn auf der ganzen Fahrt begleitet, die entweder schon vor ihm her läuft und der er dann meist gerne folgt, oder die er selber als Erster in das weite Schneefeld zieht. Er wird kein schöneres Bild mehr kennen als diese Spur, wenn er erst ihre Seele erkannt hat, denn die beiden Gleise, die sich da im Schnee hinziehen, verraten Leben und sprechen für ihn eine bestimmte Sprache, zu der nur er den Schlüssel hat.

Einsam liegen weite Hänge, von frischgefallenem Schnee bedeckt. In wechselnder Schnelligkeit zieht — vielleicht in "ihrer" Gesellschaft — der Schneeschuhläufer seine Bahn darüber hinweg. Bergauf langsam, tief im weichen Pulverschnee furchend, eben schon in flotterem Schritt, bergab aber in sanftem Schwunge gleitend. Und dann steht er irgendwo oben am Waldrand auf hohem Berge und sieht kilometerweit noch die beiden Spuren, — seine und ihre, tief ein-

geschnitten, deutlich im Sonnenlicht erkennbar selbst noch dort, wo sie an einem fernen Gang sich hinter einer Bodenwelle verlieren, um ein paar hundert Meter weiter wieder aufzutreten. Hier laufen sie glatt nebeneinander; dort ging es schnell, und er machte flink jenen Bogen nach links, um bei der Abfahrt einem Gafelgebüsch auszuweichen; drüben auf der Hochfläche standen sie still, um Umschau zu halten; und jene beiden breiten, deutlich sichtbaren Löcher, dort haben sie sich in den Schnee gesetzt, weil eine plötzlich auftauchende Böschung gar zu steil gewesen war.

Oder entfinnst du dich, du blondes Mädel, an jene Spur, die wir vor Jahren einmal in langem Tageslauf in einem weit entfernten Waldgebirge zogen? Es ging in dichtem Schneetreiben immer auf dem Kamm entlang, und einmal war dichter Wald um uns mit schneegekrümmten Tannentannen, bald Hochfläche mit phantastischen Kauhreißbildungen, dann wieder ging der Blick in ein dunkles, schluchtartiges Tal oder über ein einsames Gebirgsdorf. Einmal spürte ich, dann wieder du, und mein Auge folgte — ähnlich wie es Schiller von anderen Spuren sagte — lieblosend diesen beiden gleichmäßigen Linien im Schnee. Lang ist's her!

Viel andere Spuren noch zog ich in langer Schneeschuhläuferzeit, bald nah, bald fern, immer mehr Wanderer als Sportler, immer den Wald mehr liebend als die Matten, den Abhang oder den Sprunghügel. Oft war es schön, ganz einsam stundenlang durch die Berge zu ziehen und in weiten Tannenforsten als einziger dem Reh zu folgen, den Hirsch an der Futterstelle zu beobachten, den Raubvogel oben mit traurigen Kreisen um den fremden Wanderer schlagen zu sehen. Da gab es Rast auf den besten Plätzen, erlebte man Kampf gegen Schneesturm oder gegen Wegesperrung durch Hunderte gestürzter Bäume, und fast immer gab es irgend eine ganz große Abfahrt an Wiesenhängen oder auf Straßen — um so schöner, je weniger bekannt sie mir war. Durch manches Höllental kam ich schon abwärts gezogen, über manchen Felsberg oder Schneeberg oder Schneekopf lief ich, denn diese Namen wiederholen sich fast überall.

Immer sind dabei die Spuren: die mit den dicht nebeneinanderliegenden Gleisen des guten Läufers, die weiter voneinander entfernten oder unregelmäßigen des Anfängers, die bei der Abfahrt ganz weit auseinandergezogen des Unerfahrenen oder Ängstlichen. Und neben der Spur sind in regelmäßigen Abständen im Schnee die Löcher und Streifen, die die Stöße machen. Tsch — tsch, so geht bei festem Schnee ihr Geräusch, während sie in weichem Schnee nur leise knirschen zum Zeichen der Schneeschuhe. Nur wenn es über Hart und Eis geht, wenn der gefrorene Schnee unter den Brettern wie Glas zerplittert und krachend bricht, — dann gibt es kaum eine Spur!

Eine zarte, feine Zeichnung ist unsere Spur, geliebt von allen. Die Sonne glitzert auf ihren Schneekörnchen, der Frost macht sie erstarren. Und wenn der Wind den Schnee über sie hinwegstäubt, dann wird sie immer weicher, immer verschwommener. So treffen wir sie — fast verwischt — vielleicht nach Wochen einmal wieder, und wenn wir sie erkennen, lächeln wir ihr froh und dankbar zu. Sie ist unser eigenstes Zeichen, diese Spur des Schneeschuhläufers — keiner ahmt es uns nach.

Karthago.

Von Gräfin Brodorsky-Buddenbrock.

Ob die Phönizier wohl ebenfalls scharfe Messer besaßen wie wir? Diese Frage drängt sich einem unwillkürlich auf, wenn man auf dem alten „Byrsa“-Hügel von Karthago steht und dessen Ausdehnung betrachtet. Dido, die phönizische Königin, muß ein sehr scharfes Messer und eine hervorragende Geschicklichkeit besessen haben, mit denen sie die berühmte Rindsbaut in Stücke schnitt. Sie hat eine große Fläche Land damit umspannt. Der numidische König Juba, der soviel Grund schenkte, wie sie mit einer Rindsbaut bedecken konnte, machte bei diesem Geschenk entschieden einen bösen Handel. Dido war eben eine Phönizierin und verstand sich darauf, Geschäfte zu machen.

Die statiliche Burg, die mächtige Stadt, die sind zerfallen im Staub, Steine, Trümmerhaufen, vergänglich wie alles, was Menschenhand erschafft. In seiner Blütezeit zählte Karthago fast eine Million Einwohner und beherrschte das Mittelmeer; heute ist es nur noch eine geschichtliche Erinnerung. Weit an der afrikanischen Küste dehnte es sich aus, Sardinien, Korsika, Sizilien, ja sogar Spanien gehörten zu seinen Kolonien. Das ist längst dahin.

Der Hafen, von dem aus Hannibal, Simlikon und Samlikar ihre Siegeszüge unternahmen, in dem Handelsschiffe

reich beladen aus- und einfahren, ist tot und verlandet. Er bildet zwei kleine Seen, die eine schmale Landsunge vom offenen Meer trennt. Nur die Flamingos schreiten noch stolz an seinen Ufern umher oder fliegen wie rosarote Vögelchen über sein stilles Wasser.

Oben auf dem Burghügel erhebt sich die große, weiße Kathedrale, die weit über Land und Meer leuchtet. Im Jahre 1270 starb hier Ludwig der Fromme von Frankreich, und ihm zu Ehren erbaute Ende des vorigen Jahrhunderts ein Kardinal dies Gotteshaus. Daneben steht ein Kloster, das ein sehr interessantes Museum der hier gefundenen Altertümer beherbergt. Aus allen Epochen karthagischer Geschichte sind Stüde vorhanden, aus der punischen, römischen und christlichen Zeit. Leider sind die wertvollsten Mosaiken, ganze Fußböden, in den Vardo, das Lustschloß des Bey von Tunis, verschleppt. Schön und wertvollere ist der anschließende Klostergarten, in dem ebenfalls ausgegrabene Altertümer aufgestellt sind: Säulensysteme, Fragmente einer römischen Wohnung, Sarkophage, Reliefs und Mosaiken. Zwischen diesen Mosaiken wuchert ewiggrüne Blumenwildnis. Weiße Margueriten in großen Büschen, rote und rosa Rosen, die an den Säulen und Mauern emporklettern, rosa und blaue Winden, die das altersgraue Gestein mit einem bunten Teppich bedecken.

Läßt man Kloster, Kirche und die störenden, modernen Hotelbauten hinter sich, so kann man sich in die alten Zeiten zurückträumen. Unten am Hügel, bei dem kleinen Bahnhof, liegen die Überreste des ehemaligen statilichen Amphitheaters, von dem arabische Geschichtsschreiber noch im zwölften Jahrhundert behaupten, es habe keinesgleichen im Weltall nicht. Von dem daneben liegenden Hippodrom sind Arena und Umfassungsmauern noch gut erkennbar. Vollkommen erhalten sind die antiken Zisternen, die mit ihrem klaren, frischen Wasser heute wieder die ganze Gegend versorgen. Nordöstlich blickt man auf das alte Kap Karthago, auf dem das arabische Dörfchen Sidi-bu-Said liegt.

Unverändert und ungestört bleibt die Natur. Was einst Dido von ihrer Burg erschaut, heut sich auch unseren Augen dar, die gleichen Höhen, von wogenden Kornfeldern bedeckt, welche Feigenkultusbäume in felsigen, phantastischen Formen umschließen. Rote Geraniumbüsche, die sich durch diese Felsen schlingen, flammender Rohn, der wie ein Purpurmantel die Felder bedeckt, wilde, rote Gladiolustengel, mannshoher, schlanker Fenchel mit seinen gelben Blütenbalden. Doch alles überstrahlt die goldene Pracht der Mimosenbäume, deren süßer, betäubender Duft die Luft durchströmt. Vielleicht wurde aus Mimosenholz einst Didos Schmetterhaufen errichtet, auf dem sie sich aus Kummer über Aeneas Scheiden verbrennen ließ?

Tief unten leuchtet das gleiche, purpurblaue Meer, das einstmal die Gründer und später die Zerstörer Karthagos heranzog. Seine Wellen rauschen wie vor Tausenden von Jahren und die gleiche heiße afrikanische Sonne steigt morgens rötlich aus seinen Blüten. Sie färbt auf ihrem Tageslauf das Korn goldbraun, köstlich den feurigen Wein in den schwarzen Trauben und sinkt abends kupferrot hinter den Hügeln zur Ruhe.

Jedes Glück hat seine Leiden.

Jedes Glück hat seine Leiden,
Und zu jedem Haus gehören
Rimmermüde Ehrabschneider,
Die der Menschen Frieden stören.
In den untersten Kloaken
Wird die böse Brut gezüchtet
Und mit Zischeln und mit Quaken
Not und Elend angerichtet.

Und sie spritzen ihren Geiser
Auf die Alten und die Jungen,
Und sie wehen voller Eifer
Ihre giftgeschwollenen Zungen.
Schönen Glück nicht und nicht Ehre,
Nicht den Braven, nicht den Guten;
Gleich dem stets bewachten Meere
Wälzen sich die trüben Fluten.

Aber, will man sie dann fassen,
Werden schnell sie sich entwinden
Und im Schmutz der breiten Gassen
Lautlos und gewandt verschwinden.
Müht die Hände nicht beschmutzen...
Aber, wollt den Kampf ihr wagen,
Müht ihr, aller Welt zum Nutzen
Nur mit Keulen sie erschlagen.

P u d.